

Kinderbuchpreis der Stadt Wien 2004

Laudatio von Klaus Nowak

anlässlich der Preisverleihung im Wiener Rathaus am 22. April 2005

Sehr geehrter Herr Kulturstadtrat,
sehr verehrte Preisträgerinnen und Preisträger,
sehr geehrte Festgäste!

„Endlich mitten im April!“ heißt es in Monika Helfers und Birgitta Heiskels „Rosie in Wien“, und weiter: „Menschen aller Art versammelten sich und jubelten ... Die Wiener Innenstadt bebte vor Glück.“ Es gilt also hier und heute zu jubeln und zu beben, und es ist mir eine Freude, als Teil der Jury, gleich damit zu beginnen.

Zu feiern gibt es sieben Bücher und mit ihnen natürlich deren AutorInnen und IllustratorInnen, die alle für sich eigene Wege beschreiten und denen doch eines gemeinsam ist: Alle sieben Bücher sind Bilderbücher. Da aber eine Bildprojektion in diesen heiligen Hallen leider nicht möglich ist, will ich mich darauf beschränken, ein paar Bilder, die ich in den Preisbüchern gesehen habe und die nun in meinem Kopf herumgeistern, hier noch mal zu quasi in den Raum zu werfen. Falls diese Bilder nicht mit denen übereinstimmen, die sie sich bereits gemacht haben, ist das nicht weiter verwunderlich, schließlich haben sie ja auch ihren eigenen Kopf.

Mein erstes Bild – und ich beginne damit mit der Ehrenliste - zeigt uns den Wiener Volksgarten, mit Blick hierher zum Rathaus und zum Burgtheater visavis und mit einer schönen bühnenreifen Inszenierung. Rosie steht da mit Loisl und der befreit winterlich eingepackten Rosenbäumchen. Und so ist es „ausgerechnet ein Afrikaner im Trachtenjanker“, der den Wiener Frühling offiziell begrüßt. „Eine gute Idee der Stadtverwaltung“, wie es im Text heißt. Monika Helfer und Birgitta Heiskel zeigen uns mit „Rosie in Wien“, erschienen im NP-Buchverlag, eine Stadt zwischen Wunschtraum und Wirklichkeit, ein Wien, das nicht nur Istanbul sein darf, sondern auch Ouagadougou, Saigon und Vancouver. Wo wir sowohl dem Augustin begegnen, der mittlerweile Zeitungsverkäufer und immer noch eine arme Sau ist, als auch dem König von Wien, dem man am Ende seiner Regentschaft die Hand weggesprengt hat und der nun seine Faust mit Krawattenstoff eingebunden hat. Stoff, aus dem die Träume sind? Oder doch auch die Wiener Wirklichkeit.

Helfer und Heiskel kreieren ein Puzzle aus Faktischem und Fiktion, aus Alltäglichem und Fantastischem, aus Aktuellem und längst Vergangenen. Ein magischer und auch humorvoller Streifzug durch diese Stadt. Und wenn das bereits mit dem Wiener Kinderbuchpreis ausgezeichnete „Rosie in New York“ laut einer Kritikerin eine Art Paul Auster für Kinder ist, dann muss man „Rosie in Wien“ wohl als eine Art Heimito von Doderer für Kinder bezeichnen. Hier wie dort erschließt sich der epische Kosmos über die Imagination des Raumes.

Einen ganz und gar nicht urbanen Raum hingegen zeigt uns Jens Rasmus als Kulisse für Georg Bydlinskis kleines Drama zweier ungleicher Gesellen. „Der Zapperdockel und der Wock“ heißen sie und im Dachs-Verlag sind sie erschienen. In der Weite einer wunderbar gestrichelten Dünenlandschaft, wo man bereits das Meer ahnen kann, stehen sie herum: Der zartbeseelte Zapperdockel, der gleich in ein Tränenmeer zerfließt, wenn man ihn bloß etwas schärfer anredet, und der raubeinige Wock, der den Charme eines Wiener Kellners versprüht. Dass die Kommunikation zwischen beiden letztlich doch klappt und sie gar einen gemeinsamen Platz – hoch oben auf dem Felsensockel - finden, verdanken wir laut dem sehr lyrisch gehaltenen Text der Poesie selbst. Denn für die scheint auch der wildeste Wock eine Schwäche zu haben und so lässt Georg Bydlinski seinen Wock im Zapperdockel den Dichter erkennen und fortan ist das Leben nicht mehr so traurig wie ein schwarzer Stein, sondern so fröhlich wie ein knallroter Gartenschlauch. Das möchten wir nur allzu gerne glauben und danken für dieses mit Weisheit und Witz dargebotene Drama voll kulinarischer Lebensmotti wie „Das Leben kann so schön sein wie eine doppelstöckige Torte!“ Da das Leben, wie ich der Einladungskarte entnommen habe, bisweilen sogar so rauschend wie ein Cocktailempfang sein kann, gleich weiter zum nächsten Buch.

Und damit zu einer Autorin, deren Werk voller sprachlicher Bilder ist. Ich meine Adelheid Dahimène und ihre Art des Schreibens, die sich zunächst einmal den Worten selbst verpflichtet zeigt. Nicht, dass ihr nicht letztlich immer wieder erstaunlich einfallsreiche Geschichten gelingen, dennoch scheint mir bei ihr das Wie der Literatur entscheidender als das Was. Adelheid Dahimène ist eine literarische Handwerkerin, sie hämmert, schneidet, schmiedet, nagelt und näht Worte und Zeilen zusammen – da passt jedes Scharnier und sitzt jede Naht. Und jetzt – man hätte es eigentlich erwarten können – jetzt spinnt sie auch noch. Und sie tut das haupt- neben- und vorsätzlich und wie schon oft zuvor gemeinsam mit Heide Stöllinger, aber auf die werde ich ohnehin noch eigens zu sprechen kommen und so lenke ich

ihre schauende Erinnerung nur noch auf eines: scham- und hüllenlose Nacktschnecken, die Schlange stehen bei einer Spinne, die neuerdings kleidsame Kreationen „auf Figur“ spinnt. Diese „Spinne Spinnerin“, erschienen im NP Buchverlag, wird garantiert ihre Netzhaut zum Flimmern bringen.

Gleiches vollbringen vermutlich all die Ereignisse, die dem kleinen Alfred an einem ganz gewöhnlichen Montag widerfahren. Der schwebt schon um sieben Uhr morgens einen halben Meter über dem Boden – würde ich auch gerne mal erleben! Und dann begegnen ihm auf dem Schulweg auch noch ein weißer Dampfer, zwei Indianer und ein winziges Raumschiff. Nur die Frau Mama und Herr Lehrer Obermann sehen mal wieder gar nix.

Ich bin damit bei den Hauptpreisen gelandet und bei „Ein ganz gewöhnlicher Montag“, erschienen im Annette Betz Verlag. Verschmitzt und fantasievoll erzählt Heinz Janisch darin von der Differenz zwischen staunendem Kinderblick und erwachsenem „Augenzuunddurch“. Und wenn Alfred und sein Autor flunkern, dann werden sie dabei bloß noch von Sabine Wiemers übertroffen. Die weiß den Freiraum, den Heinz Janisch seinen IllustratorInnen gerne schenkt, aufs Schönste zu nutzen: Da fahren Autodrom-Scooter und Mehrpersonen-Tretroller durch die Stadt. Da bügeln Straßenarbeiter, vermutlich von der MA 28, Magistratsabteilung Straßenverwaltung und Straßenbau, mit einem überdimensionalem Bügeleisen Mittelstreifen auf eine Fahrbahn. Und da hantiert eine Frau mit einem Staubsauger an Kühen herum und gibt dem Wort Fleckvieh so eine interessante bildliche Variante.

Dass Wort und Bild eine Einheit bilden, sich nicht trennen lassen und ohne einander nicht einmal die Hälfte sind, ist eine Bilderbuch-Binsenweisheit und gilt klarerweise auch hier. Umso bedauerlicher ist deshalb, dass Sabine Wiemers gemäß den noch geltenden Satzungen kein Preis zuerkannt werden kann. Aber wenn die Stadt Wien hier schon einen Mühlviertler über Preise reden lässt, dann könnte sie doch auch einer Düsseldorferin einen Preis zuerkennen. Und, wie ich höre, ist eine Änderung der Satzungen bereits in Vorbereitung und das ist gut so.

Einen ganz anderen Weg als Sabine Wiemers mit ihren detailreichen Collagen geht der Bühnenbildner und Ausstellungsgestalter Thomas Hamann mit seinem nicht minder überraschenden Debüt „Wir sind keine Mäuse“, erschienen im NP Buchverlag. Ein Debüt, von dem einige Bilder zuerst in der Fachzeitschrift „1000 und 1 Buch“ zu sehen waren, das dann den Romulus-Candea-Preis erhielt und nun zu Recht auch hier ausgezeichnet wird. Thomas Hamann setzt auf äußerste Reduktion, hat den Mut für viel Weiß und leeren Flächen

und lässt uns und unseren Gedanken viel Platz. Auf seiner Bilderbuchbühne inszeniert er ein eigenwilliges Stück: Ein kleines Mädchen sitzt da zunächst sehr verloren auf einem sehr großen Sofa. Und dann kommen sie aus dem Mauselloch, die, nein, eben nicht Mäuse, sondern Könige und bald sieht man, wie produktiv Langeweile sein kann. Die lange Weile, ohne die keine Sehnsucht, kein Suchen, Abschweifen und Phantasieren möglich ist, wirkt: Zwischen dem Kind und den Königen entspinnt sich ein Beziehungs-Spiel, das seinen Reiz weniger aus den knappen Worten sondern aus Gestik, Mimik, der Haltung der Figuren und ihrer Körper zueinander gewinnt. Bald stehen die Könige riesengroß auf dem Tisch, bald thronen sie auf dem Sofa. Gemeinsam fährt man im Cabrio davon, gemeinsam geht's zum Baden. Ein „Gruppenbild mit Mädchen“ nach dem anderen gibt es hier zu bewundern, jedes für sich eine eigentümlich stille Komposition, aus wenigen Linien erschaffen. Bilder, die lange nachwirken, wenn man ihnen und sich selbst vor allem eines lässt: nämlich Zeit.

Zeit, das Vergängliche und das Bleibende, das war und ist immer auch eines der großen Themen von Angelika Kaufmann, deren Werk seit sehr vielen Jahren eine Konstante im österreichischen Kinderbuch ist. „Erinnerst du dich noch?“, heißt es in ihrem so traurigen und so tröstenden Bilderbuch „Ich und Du, Du und Ich“, erschienen in der Bibliothek der Provinz. Und ich erinnere mich an frühere Bücher von Angelika Kaufmann: an den Babysaurier „Sinclair Sofokles“ und an Blinkzeichen vom Himmel, an eine große Freundschaft, bei der auch Abschied voneinander genommen werden muss. Ich erinnere mich an „Leb wohl, Fritz Frosch“, an einen Kinder-Trauerzug und eine tränenreiche Beerdigung. Und ich meine manches der dunklen Gewänder, manchen Schleier und Hut wieder zu sehen in den Spielen der namenlosen Freunde im nun ausgezeichneten „Ich und Du, Du und Ich“. Wie nah Spiel und Ernst, Leben und Tod beieinander liegen, lässt uns Angelika Kaufmann eindringlich spüren. Fahl und grau sind die Gesichter der Kinder, als die Erzählung einsetzt: „Ich und du, wir waren Freunde“. Und hell und licht wird es in den Momenten der Erinnerung – „Einmal sind wir einem schönen Vogel nachgelaufen“. Doch der symbolträchtige Vogel entpuppt sich als Zauberer, der die Mädchen und die Buben fängt. Also machen sich die Kinder auf und davon. Doch wohin? „Wir sind entkommen. [...] Jetzt atmen wir auf [...] Jetzt gehen wir heim.“ Während der Text hier auf gemeinsamer Heimkehr beharrt, zeigt das Bild das Unausprechliche – die Trennung, den Abschied, das Nicht-Mehr-Zusammenfinden der Kinderhände. Doch noch mal wendet man die Seiten von „Ich und Du, Du und Ich“ und während uns das Schlussbild den vagen, leeren Umriss eines Gesichtes zeigt, verspricht uns

der Text: „Aber immer wenn ich die Augen zumache, sehe ich dich ganz genau: dein Gesicht mit den lustigen Augen, mit den Sommersprossen und den abstehenden Ohren. Du bist gestorben – aber tot bist du nicht.“ Ein Mensch, der bleibt. Und ein Buch, das bleibt.

Abschließend nun zum Illustrationspreis und zu „Schnell, Rudi, schnell“, erschienen bei Picus. Und wie versprochen zurück zu Heide Stöllinger und zu einem leichteren Thema, wengleich auch Mohnnudeln einem schwer im Magen liegen können. Mohnnudeln sind die Lieblingsspeise von Rudi und dass der trotzdem so dünn ist, liegt wohl daran, dass er es „oiwei so trawig hot“. Schon bevor wir den Titel zu sehen kriegen, saust, schlittert, rutscht und flitzt Rudi ins Bild und in die Geschichte. Acht mal sehen wir ihn da – acht von Heide Stöllinger grandios entworfene Bewegungsstudien, die als Vorspann wie einzelne Kader eines Filmes wirken. Und so geht’s auch weiter, wenn Rudi für die Mutter schnell noch Butter holen soll – denn ohne Butter leider kein Futter.

In slapstickartiger Manier entrollen sich vor dem Auge des Betrachters rasant filmisch anmutenden Sequenzen, die die Illustratorin folgerichtig wie ein Storyboard durchlaufen lässt. Wer die Geschichte kennt, weiß, dass sie kurz vor Weihnachten spielt. Und Heide Stöllinger zaubert demgemäß eine weiße Winterlandschaft auf braunen Packpapierhintergrund und verleiht damit allem eine wunderbar wärmende Patina. Die Nasen der Haupt- und Nebendarsteller leuchten dennoch in sehr gefrorenem Rot. Nicht ganz so rot sind auch die Pausbacken eines nackigen Engerls, das Heide Stöllinger zwischen Krähen und Tauben und knapp über der Weihnachtsbeleuchtung dahinfliegen lässt. Rot ist auch der Schopf vom Rudi und von der Mama und rot ist - famos wie alle Tierfiguren von Heide Stöllinger – die Katze. Die Katze, die nur dreimal ins Bild kommt, und doch in diesen wenigen Auftritten schon die ganze Meisterschaft von Heide Stöllinger verrät: Ihr Grinsen, wenn der Rudi nicht aus der Teigschüssel naschen darf, und wie dieses Grinsen ihr gleich vergeht, weil ihr der Rudi auf den Schwanz tritt und sie schreiend zwischen zwei Bildkademern hängt und dann ihr Blick am guten Ende auf den Teller voller Mohnnudeln, während Rudis Augen schon träumend Richtung Zukunft und Christbaum gehen. Wenn Sie bei den Bildern nicht selbst staunende Augen kriegen, dann ...

Egal. Nur noch eines und noch einmal ein Zitat von Monika Helfer: „Süßigkeitenessen ist wie inwendig Gestreicheltwerden“. Manchmal trifft das nicht nur auf Süßigkeiten, sondern auch auf die Literatur zu. In diesem Sinne danke ich allen PreisträgerInnen und Preisträgern, dass Sie mir mit ihren Büchern das Lesen und das Leben versüßt haben. Herzlichen Dank